

(Nachdruck verboten.)

91 Am häuslichen Herd.

Roman von Swan Franto.

„Warte nur, warte, dort läutet jemand!“ flüsterte sie, erhob sich mit großer Mühe vom Sessel, Arbeit, Wolle und Häkelnadel auf den Fußboden fallen lassend und lief ins zweite Zimmer. Nach einer Weile kam sie zurück, immer noch blaß und zitternd, aber schon bedeutend ruhiger.

„Angela, um des Himmels willen, was fehlt Dir?“ rief der Hauptmann, ihre eiskalten Hände in den seinen erwärmend und liebevoll. Noch schwer atmend setzte sie sich zu ihm.

„Es ist nichts...“ sagte sie. „Weißt Du, seit einiger Zeit quälte mich fürchterliche Ahnungen. Es scheint mir oft, daß eines unserer Kinder auf der Straße von einem Wagen überfahren würde und daß man es mit gebrochenem Fäßchen und zerschlagenem Schädel nach Hause bringe... Ein schrecklicher Gedanke! Soeben... hatte mich dieses Gefühl... wie mit Kletten... erfaßt... und es schien mir auch, daß man läutete...“

„Beruhige Dich, Kind, man klingelt nicht, die Kinder werden ganz gesund nach Hause kommen. Wie kann man sich so etwas zu Herzen nehmen! Aber Du mußt krank sein, das ist vielleicht nur ein Vorbote einer ernstern Krankheit.“

„Nein, nein, ich bin vollkommen gesund, nur hier und da bekomme ich diese Anfälle.“

„Nein, Angela, das kann man nicht vernachlässigen. Das können Anfänge eines drohenden Nervenleidens sei. Wie blaß Du bist! Man muß unbedingt ärztlichen Rath einholen.“

„Nein, nein, das ist unnötig!“ protestirte Angela. „Was kann ein Arzt mir helfen? Er wird mir raten, was ich ohnehin schon weiß: ich brauche Ruhe, soll mich vor heftigen Erregungen in Acht nehmen. Mag er es selber damit versuchen!“

„Nein, mein Lieb; dagegen muß Hilfe werden. Sieh doch, Du kannst noch immer nicht zu Dir kommen. Trinke etwas Wasser!“

„Ich danke Dir, Lieber, ich habe getrunken, es ist mir wieder ganz wohl.“

Sie bückte sich und sammelte die zerstreuten Arbeitsfachen.

„Nun, so werde ich jetzt meine Schuld eingestehen. Als Du vorhin so erblastest und zu zittern anfingst, glaubte ich, daß meine Worte über Baron Neuchlingen diese Wirkung hervorgerufen hätten.“

„Ueber den Baron?“ sagte Angela, melancholisch lächelnd. „Verzeih, Lieber, aber ich weiß nicht einmal mehr, was wir über ihn gesprochen. In dem Augenblick, als Du von ihm zu erzählen begannst, waren meine Gedanken ganz abwesend.“

„Ich hatte die Absicht, Dir von meiner Begegnung und meinem Gespräch mit dem Baron zu schreiben, doch an demselben Tage erhielt ich einen Brief von Dir mit der Nachricht, daß eines der Kinder an Pocken erkrankt sei und Du große Angst deswegen hättest, und am nächsten Tag früh erzählte man mir, daß der Baron nicht mehr am Leben sei.“

„Todt?!“ rief Angela.

„Du hast also von seinem Tode nichts gehört?“

„Kein Sterbenswörtchen.“

„Es war das eine sonderbare und bis heute unerklärliche Geschichte mit ihm.“

„O Gott!“ flüsterte tief aufathmend Angela, aber der Seufzer entstammte weit eher einem Gefühl der Erleichterung als des Schmerzes. Nach einer Weile fuhr sie fort: „So jung und vermögend, so kräftig und gesund — was kann ihm geschehen sein? War er krank?“

„Nein, das eben war's: er erschöpfte sich!“

„Ah! Vielleicht aus Liebe?“

„Ich zweifle sehr. Höre, was für eine Bewandniß es mit unserem persönlichen Zusammentreffen hatte. Das wird Dir auch begreiflich machen, weshalb ich an Dich die Frage stellte, was es zwischen Euch gegeben habe.“

Angela bückte sich über ihre Arbeit und hörte ruhig zu. Ihre Brust hob und senkte sich regelmäßig, etwas stärker vielleicht als gewöhnlich, was gewiß dem soeben überstandenen Nervenanstrengung zuschreiben war.

„Ich brauche Dir nicht zu erzählen, was für ein Mensch der Baron war,“ sagte der Kapitän. „Ein goldener Junge, aber im praktischen Leben ein Taugenichts. Von der Mutter verwöhnt, von der frühesten Kindheit an Befriedigung aller seiner Launen gewöhnt, besaß er, neben einer furchtbaren Verstocktheit in Kleinigkeiten keine Spur von Mannesfestigkeit und Charakterstärke in wichtigen Dingen. Jeder, der ihn das erste Mal sah, mußte ihn lieb gewinnen, wer ihn jedoch näher kennen lernte, mußte sich von ihm abwenden.“

Durch ein melancholisches Kopfschneiden drückte Angela ihre Zustimmung über das Urtheil aus.

„Zur Zeit, als er wegen eines Disziplinvergehens von Wien nach Lemberg versetzt wurde, war seine Mutter nicht mehr am Leben. Das einst so bedeutende Vermögen war beinahe ruiniert. Bei einer sparbaren und ordentlichen Lebensweise hätte man zwar noch eine ganz respektable Summe retten können — von der wir und unsere Kinder an der Hälfte genug hätten. Gleichzeitig mit seiner Versetzung gelangte an unseren Oberst und das ganze Offizierkorps die Weisung und die Bitte, den Jüngling in unseren Schutz zu nehmen, ihn zu verhindern, den Rest des väterlichen Erbes und auch seine Gesundheit und Ehre zu Grunde zu richten und durch Einführung in Familienkreise bei ihm den Sinn für ein ruhiges, regelmäßiges, der Arbeit und Pflichterfüllung gewidmetes Leben zu erwecken. Du weißt, wir haben gethan, was in unseren Kräften stand.“

„Er war Euch dafür nicht besonders zu Danke verpflichtet,“ warf Angela mit einer gewissen Bitterkeit ein.

„Nun, an seiner Dankbarkeit war uns wenig gelegen, es handelte sich in erster Reihe um ein günstiges Resultat unserer Bemühungen. Und wir konnten uns in der That des besten Resultats rühmen. Nach einem Jahre angestrebter Mentorthätigkeit war der Junge nicht zu erkennen, und auch die Vermögensverhältnisse standen besser. Von der Familie kam uns ein offizielles Dankschreiben zu. Bald darauf wurde unser Regiment nach Bosnien kommandirt, und der Baron einem anderen Regiment zugetheilt, welches hier blieb. Was hier weiter mit ihm vorging, davon habe ich keine Ahnung.“

„Ich weiß nur so viel, als ich Dir erzählte,“ sagte Angela mit einer unterdrückten, klanglosen Stimme, das Gesicht über die Arbeit gesenkt.

„Als ich vor einem Jahr ungefähr in Dienstangelegenheiten für einige Zeit nach Mostar versetzt wurde, ging ich eines Abends, nach einer längeren Audienz bei meinem Vorgesetzten nach meiner Wohnung. An einem hell erleuchteten Wirthshaus vorüberkommend, blieb ich einen Moment stehen, da ich aus dem Innern des Raumes wildes Lärmen und Fluchen, Gepolter und Geklirre herumgeschleudertes Möbel und zerbrochener Gläser dringen hörte. Da plötzlich öffnete sich die Thür und ein Mann in Offiziers-Uniform, jedoch ohne Säbel und Tschako, stürzte mit großer Heftigkeit heraus. Man sah eine Menge Hände ihn mit Gewalt hinausstoßen, dann wieder verschwinden und die Thür verriegeln. Der Mann war total betrunken und wäre sicherlich in den tiefen Straßentoth gestürzt, wenn ich ihn nicht in meinen Armen aufgefangen und auf die Füße gestellt hätte.“

„Bardon!“ stotterte er, als er meine Uniform erblickte, und dann, sich mit eigener Kraft aufzurichten versuchend, fügte er hinzu: „Bin ich Ihnen etwa auf die Hüneraugen getreten?“ Die von Trunkenheit heißere Stimme schien mir bekannt. Ich betrachtete seine Züge, doch konnte ich ihn im ersten Augenblick nicht erkennen. Er erkannte mich zuerst.

„Ah, Servus, Kamerad!“ sagte er, mir auf die Schulter klopfend. „So ho ho! Herr Angarowicz kennt mich nicht mehr?“

„Baron Neuchlingen?“ sagte ich und reichte ihm die Hand, die er jedoch nicht nahm. „Wie geht es Dir?“

„Mir? Ganz ausgezeichnet. Du siehst, ich lerne fliegen. Soeben bin ich aus dieser Spelunke herausgeflogen. Ha, ha, ha!“

„Bist lange hier? Ich wußte nicht, daß Du hierher versetzt worden bist.“

„Du wußtest es nicht? Hat Dir Deine Frau nichts davon geschrieben? So ho!“ schrie er jetzt laut, „Du hast eine wunderbare Frau! Ein wahrer Engel ist sie! Nur daß solche Engel dort unten... die Seelen der Sünder in siedendes Pech tauchen!“

„Baron!“ sagte ich streng, „ich nehme Rücksicht darauf, daß Du betrunken bist und nicht weißt, was Du sprichst. Sonst würde ich Dich für solche Worte zur Verantwortung ziehen.“

„Für solche Worte?!“ schrie mit heiserem Lachen der Baron. „Für solche Worte?! Habe ich denn etwas gesagt? — Nichts für ungut, Bruder — Du sagst ja selbst, daß ich nicht weiß, was ich rede. Was aber Deine Frau betrifft — ho ho — Sie ist ein solches Kapitel — welches man im nüchternen Zustande behandeln muß.“

„So ist's recht,“ erwiderte ich. „Was Du mir zu sagen hast, wirst Du mir nüchterner Weise sagen, und nun komm schlafen!“

„Wer? Ich schlafen?“ schrie der Baron. „Nein, Bruderherz, es ist nicht meine Gewohnheit, um diese Zeit schlafen zu gehen. . . Was ich sagen wollte. . .“ sagte er plötzlich in ruhigem Tone. . . „kannst Du mir nicht zehn Gulden borgen? Mein Kleingeld war alle, und der Schlingel dort wollte mir nicht kreditieren. Du sollst es nicht bereuen. Morgen bekommst Du Dein Geld wieder und dazu erzähle ich Dir noch eine schöne Geschichte, die einem netten jungen Mann und einer noch netteren Frau respektive Strohwitwe passiert ist. . .“

„Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß mir bei diesen Worten des Glenden das Blut zu Kopfe stieg,“ sagte der Hauptmann zu Angela, „ich gab ihm zehn Gulden mit den Worten: Es wäre am besten, Baron, wenn Du Dich gleich zur Ruhe begeben möchtest.“

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung von Künstler-Lithographien.

Es ist etwa 100 Jahre her, daß Alois Senefelder in München den Steindruck erfand. 1796 machte er die ersten Versuche, und 1798 erfand er das eigentlich chemische Verfahren, vom Stein zu drucken. In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts wurde der Steindruck vielfach auch zu künstlerischen Zwecken verwertet, sowohl zur Vervielfältigung selbständiger Entwürfe wie zur Reproduktion von Kunstwerken. In den letzten Jahrzehnten hatte aber die Thätigkeit der Künstler auf diesem Gebiet nachgelassen. Um so mehr wurde der Steindruck für die Zwecke der Industrie nutzbar gemacht. Besonders seit der Ausbildung des Buntdrucks (Chromolithographie) wurde er für Plakate, Illustrationen und Nachbildungen von Delgemälden reichlich verwendet.

Alle Bestrebungen, die Technik des Buntdrucks zu vervollkommen, gingen darauf aus, ihn dem gemalten Bilde ähnlicher zu machen. Die Vielfarbigkeit wird beim Steindruck dadurch erzielt, daß man eine Reihe von Platten, deren jede in der Regel nur eine der im Bilde zu verwendenden Farben trägt, nach einander auf derselben Papierfläche druckt. Man steigerte die Zahl dieser Platten immer mehr, um alle die Nuancen und Zwischentöne, die das gemalte Bild aufweist, in den Druck hineinzubringen. Und doch ist es bisher nicht gelungen, auf diesem Wege ein ästhetisch befriedigendes Resultat zu erzielen. Die auf mechanischem Wege hergestellten Farben sind hart und trocken geblieben; sie haben nichts von dem schimmernden Schmelz und den zarten Uebergängen eines guten Gemäldes. Die gewöhnlichen „Delbrücke“ leisten noch dazu an Glätte und Süßlichkeit mehr als die Technik an sich schon nöthig macht. Die bisherigen Leistungen des Buntdrucks waren daher ohne Ausnahme künstlerisch völlig werthlos.

Gegen diese falschen Ziele wendet sich eine Bewegung, die versucht, die Lithographie für rein künstlerische Zwecke zurückzuerobern. Sie ist in Frankreich aufgekommen und hat dort bisher die glänzendsten Resultate gezeitigt. Es scheint, daß sie von der modernen Plakatkunst ihren Ausgang nahm. Ein großes Plakat, das auf der Straße anziehen und auch von einem flüchtigen Blick erkannt werden soll, verfehlt seinen Zweck, wenn es mit Einzelheiten in Farbe und Zeichnung zu sehr überladen ist. Große und klare Zeichnung, breite Farbenflächen sind für eine solche Aufgabe unbedingt erforderlich. Diesen praktischen Bedürfnissen kamen zugleich die Bedingungen der Technik entgegen. Je einfacher die Farbenflächen und je geringer an Zahl ihre einzelnen Töne waren, umso weniger Steinplatten waren nöthig und umso einfacher war ihre Behandlung.

Die glänzenden Erfolge der Plakatkunst schärften den Blick für die reichen künstlerischen Wirkungen, die der Steindruck bei richtiger Behandlung herzugeben vermag. So kam man nun auch dazu, die intimen Wirkungen eines aus der Nähe und sorgfältig zu betrachtenden Kunstblattes anzustreben.

Die äußerst interessante Ausstellung, die gegenwärtig im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums veranstaltet ist, will einen Ueberblick über die heutigen Leistungen der Künstler-Lithographen geben. Sie ist gut zusammengestellt und übersichtlich nach den einzelnen Pändern geordnet. Ein Führer (Preis 20 Pf.) giebt Aufschluß über

die verschiednen Techniken. Die Ausstellung ist im März und April täglich außer Montag von 10—3 Uhr, Sonntags von 12—5 Uhr geöffnet.

Die Technik der Lithographie ist vielseitiger als jede andere Vervielfältigungsart. Zeichnerisch erlauben die Eigenschaften des Lithographensteines jede nur mögliche Manier des gewöhnlichen Zeichnens: Kreide-, Feder- und Tuschezeichnung, ferner die Schab- und Spritzmanier. Und zwar giebt der Stein die Eigenart der Zeichnung getreu wieder, auch wenn sie zunächst auf gekörntem Papier entworfen und dann erst durch Umdruck auf den Stein übertragen ist. Bei dieser völligen Freiheit in der Technik ist es natürlich, daß in der Lithographie alle Stilrichtungen der modernen Malerei ihren Wiederhall finden, daß jeder Künstler in seiner gewöhnlichen Art arbeitet, und auch, daß die Unterschiede in den künstlerischen Eigenarten der einzelnen Völker in diesen Werken wiederkehren.

Die farbige Künstler-Lithographie steht am Verbreitung hinter der schwarz-weißen zurück. Es scheint ebenso schwierig zu sein, eine gewisse Zähigkeit, Sprödigkeit, Härte der Steindruckfarben zu überwinden, wie die zeichnerische Behandlung einfach ist. Wo die Farbe verwendet wird, da geschieht es mit dem durch die Technik erforderlichen Prinzip, möglichst einfache Farben in klarer Abgrenzung der Flächen gegen einander zu verwenden; vier bis sechs Platten genügen in der Regel, wobei durch Ueberdruck einige weitere Farbtöne erzielt werden können. Eine Reihe von Drucken sind auch nur in zwei oder drei Farben ausgeführt. Besonders zu beachten ist auch, daß die Farbe auf jede Art der Zeichnung aufgedruckt werden kann. Die Maler gehen also nicht mehr darauf aus, die körperliche, plastische Modellirung der Farben in der Delmalerei durch viele Nuancen nachzuahmen. Die Behandlung ist vielmehr flächenhaft und nur durch die Zeichnung und Schattirung wird die körperliche Wirkung der Dinge angedeutet.

Daß die Schwierigkeiten der Farbe nicht unüberwindlich sind, zeigen die genialen Arbeiten des Franzosen Alexander Lunois. Sie bedeuten technisch das Vollkommenste, was heute in der Lithographie geleistet wird. Von ihnen wird man den Maßstab zur Beurtheilung aller übrigen Versuche entnehmen müssen. Seine Farben sind weich und flüßig, die einen von solcher Leuchtkraft, andere so düstlig zart, daß keine Palette sie schöner hergeben würde. Eins seiner Blätter „Danaë und der Goldregen“ ist in seinen sechs verschiedenen „Etats“ (Druckformen) ausgeführt. Aus der Zeichnung in brauner Tusche, aus einem lichten Gelb, einem leuchtenden Roth, einem starken Grün, einem Braunroth und einem tiefen Schwarzbraun entsteht allmählig eine kräftige Farbenharmonie. Lunois wählt mit Vorliebe Vorgänge, in denen sprühende Farben und starke Bewegungen vorkommen, Ballet- und Zirkus-Szenen, Stiergefechte unter der glühenden Sonne Spaniens, auf denen die farbenprächtige Kleidung des Volkes eine große Rolle spielt, und ähnliches. Auf einem der besten Blätter tanzt vorn an der Rampe eine spanische Tänzerin. Dahinter sitzen die Wand entlang die acht anderen und schlagen die Kastagnetten; alle sind in lebhaften Farben gekleidet. Von unten her fällt das elektrische Licht auf die Scene. Ein anderes im Stoff ähnliches Blatt in blaugrün und gelb ist weicher. Hier ist dadurch, daß in den Figuren der Stein rauh gemacht ist, eine Wirkung erzielt, die der Pastellfarbe entspricht, während der Grund wie in Wasserfarben gemalt aussieht. Zart und intim ist ein Blatt „Dame bei der Toilette“, in einem lichten grünen Ton, zu dem das kräftige Braun des Bettgestells einen wirkungsvollen Kontrast bildet. Eine herrliche weiche Farbenharmonie in braunen und blauen Tönen giebt das Einzelbild einer spanischen Tänzerin.

Auch die schwarz-weißen Blätter von Lunois zeigen eine merkwürdig flüßig-weiße Behandlung der Farbe und eine hervorragende Sicherheit der Zeichnung. Auf die tonige Wirkung, auf die Herausarbeitung des malerischen Eindrucks kommt es ihm auch hier an. In einigen Blättern leuchtet aus einer dunklen Fläche ein scharfes Licht heraus. „Ein Begräbniß.“ In der tiefen Dämmerung, die über der Scene liegt, fällt das Licht von der Laterne des Meßners auf das weiße Chorleind des Geillichen und macht das Dunkel, in dem die Leidtragenden und das gährende Grab verinken, nur noch graufiger. Auf einem anderen Blatt tauchen die Gesichter der aufmerksamen Zuschauer aus dem Dämmerlicht, das während des Spiels im Theater herrscht, auf. Sehr bewegt ist die Scene in einer Arbeiterversammlung. Der Redner auf der Tribüne gestikulirt heftig, die Zuhörer sind in lebhafter Erregung, die Journalisten schreiben eifrig. Dicke Rauchwolken lagern über der Menge.

Die Lithographien von Eugene Carrière, die in der Nähe hängen, sind in der Schabmanier gearbeitet. Die ganze Steinfläche ist mit einem braunen Farbenton überzogen, und dann erst sind einzelne Partien mit dem Schabmesser herausgetraff, bald mehr, bald weniger stark, so daß alle Zwischenstufen der Schwarz-Weiß-Reihe sich ergeben. Diese Technik scheint für Carrière's künstlerische Art besonders geeignet. Er giebt auch in seinen gemalten Bildern die Dinge so, als wären sie in einem dichten Nebel gehüllt. Keine feste Contour, kein Strich, nur Flächen und Rundungen. Da ist ein Blatt „Das Lesen“. Aus der braunen Fläche tritt das Gesicht einer Frau hervor, vor ihr liegt ein Buch, auf das der Blick starr gerichtet ist. Die eine Hand stützt das Kinn, die andere ist nur angedeutet. Es kam dem Künstler darauf an, nur das Wesentliche der Sache zu geben, hier die Spannung der Lesenden. Alles Beiwerk ist weggelassen. Auch die Portraits sind wie

hingehaucht. Nur was für den Charakter bezeichnend schien, ist ausgeführt. Das Leben des bleichen Gesichts von Edmond de Goncourt konzentriert sich in den dunklen Augen, die aus dem Wilde herausleuchten, und in dem festgeschlossenen Mund. Eine kraftvolle Charakterstudie ist das Bild des größten lebenden französischen Bildhauers Rodin. Es liegt eine zügellose Wildheit und Kraft in diesem starknochigen, markant häßlichen Gesicht mit den kräftigen Wölbungen, das ein mächtiger Bart einrahmt, in den forschenden, fast geschlossenen Augen und in dem herben Mund.

Wie weit die technischen Möglichkeiten des Farbendrucks gehen, zeigen die Versuche, die pointillistische Technik für den Steindruck anzuwenden. Die Blätter von Signac und Luce mitthen wie Landschaften von Monet oder Pissarro an. Es sind keine Lichtstudien; die Luft ist durchsichtig und bewegt. — In der gegenüber liegenden Abtheilung erregen die drei Lithographien von Toulouse-Lautrec das höchste Interesse. Ein „Engländer“ sitzt mit jungen Französinen zusammen; eine „Wäscherin“ geht über die Straße; ein alter Herr und ein junges Weib sitzen in der „Loge“. Das ist alles. Und doch sind alle drei Blätter von sprühendem Leben erfüllt. Mit hastigen, nervösen Strichen sind sie hingeschrieben; aber jeder Strich „sitzt“. Die flüchtigste Bewegung ist scharf erfasst. Die Farbe ist von einer außerordentlichen Lebendigkeit. Das ist echter „Plakatstil“. Erzeugnisse für den Augenblick, vom Augenblick geboren. Darüber hängen zwei Lithographien von Rivière, die in einem seltsamen Kontrast dazu stehen. Sie sind sehr ruhig, kräftig gezeichnet, aber in den Farben etwas matt, die eine fast langweilig. Unter den übrigen Blättern sind noch viele ausgezeichnete Arbeiten. Hohe Kultur des Geschmacks und Sicherheit in der Technik zeigen die französischen Arbeiten in der Regel. Sie haben alle etwas im besten Sinne des Wortes Gefälliges, eine unnachahmliche Grazie und eine reizvolle prickelnde Lebendigkeit.

Von den Engländern sind nur wenige Schwarz-Weiß-Blätter ausgestellt. Von Whistler außer ein paar feinen Altzeichnungen ein „Nocturno“. Die Silhouette einer Stadt mit ihren Giebeln und Schornsteinen steht jenseits des Sees gegen den Horizont. Dichter Nebel liegt über dem Wasser. Ein paar Lichter blinken herüber. Das ist in ganz wenigen zarten grauen Tönen gegeben. In der Art der Behandlung sehr ähnlich sind die Arbeiten von Penell und Hartley. Die Blätter Channons, eines Symbolisten, die auf rauhem Grunde in Kreidemaneer gezeichnet sind, gefallen durch ihre reizvolle Behandlung der Tonwirkungen, durch die weiche Modellierung der Körper und die feine Komposition.

Storm van Gravesande mit seinen Hasenbildern, die ganz in der großen, breiten Manier der Holländer gehalten sind, und der Porträtist Jan Veth sind die einzigen Vertreter der Holländer. Die Bildnisse des letzteren haben eine sorgfältige und kräftige Technik. Die Charakteristik ist etwas gleichförmig, namentlich wenn man sehr viele von den Bildern hintereinander sieht. Unter ihnen fällt ein gutes Porträt Bebel's auf.

Auch in Deutschland haben in den letzten Jahren viele Maler mit dem Steindruck gearbeitet, und es ist manches gute Resultat in der Ausstellung zu sehen. Die Berliner Lithographien sind allgemein bekannt, die von Menzel haben schon eine große historische Bedeutung. Liebermann, Skarbina, Hanss Fechner mit seinen etwas glatten Portraits, unter denen das des alten Nabe auffällt, sind vertreten. Die jüngst besprochenen Lithographien und Algraphien von Cornelia Paczka-Wagner sind aus der Künstlerinnen-Ausstellung übernommen. Von den Münchnern zeichnet Friß Burger Damenbildnisse in einer etwas vergrößerten pariserischen Manier. Die Landschaften von Haus von Haider sind von einer köstlichen Zartheit und Reinheit der Zeichnung und in zwei oder drei Tönen gehalten. Birken im Frühling. Im Hintergrunde liegen die noch schneebedeckten Berge im Abendglanz. Märchenstimmung liegt über einem anderen Blatt, auf dem ein Ritter sein Ross am Zügel führt. Die Dresdener sind nicht genügend vertreten. Lührig hat eine größere Anzahl von Porträtköpfen und Landschaften da. Hans Unger hat bei ihm schon genügend bekannten Mädchenkopf auch lithographirt.

Größeres Interesse verdienen die Lithographien von Hans Thoma in Frankfurt, der Düsseldorf und vor allem der Karlsruher. Thoma's ausgezeichnetes Selbstbildnis zeigt uns den gutmüthigen und kraftvollen Alten. Seine Blätter haben etwas von der treueren Manier alter Holzschnitte; sie scheinen bisweilen derb unbeholfen in der Zeichnung, aber es liegt in ihnen auch dieselbe poetische Stimmung. Mächtige Baumstudien und schlichte Landschaften und Bilder kleiner alter Städte, einfache Szenen aus dem Leben und phantastische Kompositionen wechseln mit einander ab. Unter den Düsseldorfern stehen Fernberg mit seinen kraftvoll naturalistischen Herbstbildern und Kallmorgen oben an. Letzterer stellt gern Straßen an regnerischen Abenden dar. Trübselbes Licht von den Laternen und Schauspiellern kämpft gegen die Dunkelheit an und spiegelt sich in zitternden Linien auf den nassen Pflastersteinen. Mit dem Winde kämpfend eilen die unter ihrem Schirm fröstelnden Leute über die Straße. In Karlsruhe ist der Druck auf getöntes Papier am höchsten entwickelt. Mit oft nur zwei Tönen wirken die Blätter sehr fein malerisch. Weiche, träumerische Abendstimmungen, bei denen eine weite dunkle Ebene in einem schönen Kontrast zu dem leuchtend rothen

Himmel steht, sind für diese Technik zur Darstellung am besten geeignet. Hans v. Volkmann sieht in den Landschaften vor allen Dingen große Linien. Bergabhänge und weite Hügelandschaften sind mit wenigen festen Strichen stark herausgearbeitet. Kampanmann wählt ähnliche Motive; aber es fehlt ihnen die zeichnerische Kraft, der Künstler hat mehr auf die Tonwirkung hin gearbeitet. Neben diesen sind eine große Zahl von tüchtigen Künstlern thätig. Carlos Grethe, Kamps, Otto, Heyne, Weiß, Lange und andere, auf die hier nur hingewiesen werden kann. Es sind dies die Mitglieder des jetzt neugegründeten „Künstlerbundes“. Der Führer dieser Sezession, Graf Kalkreuth, ist mit drei kleinen Blättern vertreten, die zwar seine Art, aber nicht seine ganze Größe erkennen lassen. Eine Bäuerin, die auf einem Felde arbeitet, ist mit derben, runden Strichen gezeichnet. Sie steht mit ganzer Figur gegen den Himmel. Neben ihr sitzt ihr Kind. Ein Krähenschwarm fliegt auf. Im Hintergrund liegt das Dorf. —

Kleines Feuilleton.

a. Schulwandtafeln aus Linoleum. Von dem für un- veränderlich gehaltenen Inventar der Schule schwindet in der pietätlosen Gegenwart Stück für Stück: die Schiefertafeln und Griffel sind oder werden allmählig durch Gegenstände aus solidem Material ersetzt, und jetzt soll auch an die Stelle der alterwürdigen hölzernen Wandtafel eine solche aus Linoleum treten. Während es sich auf diesen grün gefärbten Tafeln ebenso leicht mit Kreide schreibt, wie auf Holz, haben sie den großen Vorzug, daß sie völlig stumpf sind, das Lesen des an die Tafel Geschriebenen also nicht durch die Blendung der blanken Tafel beeinträchtigt wird. Selbstverständlich lassen sich auch die Kreidestriche vom Linoleum völlig glatt abwischen, ohne Risse im Material zu hinterlassen. Daß bei den neuen Tafeln ein Nachpolieren, Abschleifen oder Nachstreichen unnötig ist, dürfte die Schullugend weniger interessieren, als die geplagten Schullehrer, oder in größeren Schulanstalten die Pedelle. —

Theater.

Im Berliner Theater wurde am Mittwoch der „Marich“ von Verdy du Vernois zum ersten Male aufgeführt. Solche Mariche werden zu Duzenden geschrieben, aber man muß ein früherer Kriegsminister sein, um ein Werk dieser Art auch auf die Bühne zu bringen. Ezjellenz du Vernois war wieder jung geworden; wie ein Kind sich an seinem Bilderbogen ergötzt, so erfreute er sich kindlichen Sinnes an den fünf theatralischen Guckkasten-Szenen, in denen viel von Germanentreu und germanisch tiefem Gemüth zu hören war. Dies Vergnügen des alten Herrn machte dem Publikum wieder eine kindliche Freude, und so applaudirte man Herrn du Vernois, wie's ihm im Reichstage nie vorgekommen war; und er durfte sich oft und oft in seiner Loge erheben und sich dankend verneigen. Eine dichtende Ezjellenz hat nämlich einen Vorzug vor dem gemeinen Dichter, der vor die Rampe treten muß, wenn das souveräne Publikum seiner begehrt.

Der „Marich“ ist das verfrähte Genie. Bei Verdy du Vernois kommt er eigentlich um dreizehn oder vierzehn Jahrhunderte zu früh auf die Welt. Auf den Trümmern des falschen Römerthums will der Gothenfürst das gewaltige germanische Einheitsreich aufrichten. Aber die Zeit ist eben seinen Ideen nicht reif; theils daran, theils an einem Dämon scheitert er. Die Römerin Severa ist ein dämonisches Weib. Sie behauptet es wenigstens. Sie will die blonde Amaluntha von dem treuen Gatten Marich trennen und an der Seite dieses Großen ihn und die Welt beherrschen. Aber Marich hält fest zu Amalunthen, und Severa, die Versuchmäde, entrennt in dämonischem Haß. In Süd-Italien verschleidet Marich und der Sterbende hinterläßt das Vermächtniß an die Germaniastämme: Seid einig, einig, einig!

Eines war sehr löblich an dem Drama: die soldatische Kürze im Ausdruck. In zwei Stunden waren fünf historische Akte zu Ende gespielt. Der muskelkräftige Herr Pottschau, der Niese unter den deutschen Schauspielern, wußte so tapfer auf Wams und Koller zu schlagen, daß es nur so dröhnte. Er gab den Marich, und Frau Pospischill (Severa) ist im Berliner Theater bernfen für die dämonischen Weiber. —

r. Schiller-Theater. Grillparzer und Eduard Jacobson sind beide Theaterdichter, nur mit dem einen Unterschiede, daß Herr Johannes Hagel und Familie sich über des Einen „Ahnfrau“ lustig machen, während die hochzuverehrenden Herrschaften an dem Possentlimbim des Anderen ihre wahre, innige Freude haben. Der „gemachte Mann“ war von vornherein des jubelnden Beifalls sicher, der ihm bei seiner vorgestrichenen Aufführung im alten Ballnertheater zu theil wurde. Und man kann noch von Glück sagen, daß der Geschmack naiver Leute sich an Jacobson, dem harmlosen Vertreter seiner vergangenen Zeit, genügen läßt, daß von einer Direktion, die sich zwar mit manchem Mißerfolg, aber doch mit ehrlichem Willen befreit, ihr Publikum zu erziehen, nicht verlangt wird, sie solle die Adolph Ernst-Posse und ähnliches Zeug mit frischem Fitterstaat ausputzen. Die Posse „Ein gemachter Mann“ soll just das hundertste Fabrikat des Herrn Jacobson sein. Ihr Hauptheld ist ein ehemaliger Schlächtermeister, der die Rolle des Parvenu mit der in solchen Stücken üblichen

Löblichkeit spielt. Doch der Aufsatz zur Satire schwindet bald; je weiter die Handlung vorschreitet, desto mehr fählt sich jede Person des Stückes einzig als harmlose Hanswursthfigur. Man muß der Künstlerschaft des Schiller-Theaters nachrühmen, daß sie mit Gewandtheit und innigem Behagen im seichten Gewässer plätscherte. Grete Gallus in eine lustige Soubrette, der es selbst an der gebührenden Portion Uebermuth nicht fehlt, und was Herrn Alfred Sch in a s o w betrifft, so weiß ein jeder, der ihn kennt, daß es eine Bombe für ihn ist, wenn er von derber Komik übersprudeln kann. —

Musik.

-er. Konzerte. Das Programm des zehnten und zugleich letzten diesjährigen philharmonischen Konzertes zeichnete sich durch jene liebenswürdige Stillschicklichkeit aus, welche den Eigenheiten eines mannigfaltigen Kunstgeschmackes Rechnung tragen will. Man begann mit einem klassischen symphonischen Gipfelstücke, mit Schubert's unvollendeter h-moll-Symphonie, und kein Tonstück hätte gewählt werden können, um den Abstand blühender und tiefer Musikwahrheit von den faselnden, brillanten und nährischen Orchesterweisen unserer „geistreichen“ Instrumentalmoderne deutlicher hör- und fühlbar zu machen. Der Gesangssofist des Abends war Frau Lilli Lehmann, die weniger mit dem süßlichen Pathos einer Krie aus Gluck's „Armida“, als mit dem plastischen und großartigen Vortrag der „Djeannarie“ aus Weber's „Oberon“ bedeutenden Eindruck machte. Die Stimme dieser wirklichen Künstlerin hat einer langjährigen Bühnenthätigkeit einigen Tribut an Frische und Schlagkraft darbringen müssen, aber Größe und Tiefe der Empfindung sowie abgeklärte Gesangs-kunst werden ihr immer das wärmste Interesse einer kunstgebildeten Zuhörerschaft sichern. Der zweite Solist war der Konzertmeister des philharmonischen Orchesters, Herr Anton Wittek, der mit sicherer Ruhe, reinem und schattirtem Tone und ohne Ueber-treibung der Gegensätze Brahms's Violinkonzert spielte. Er zeigte die wesentlichen Eigenschaften, welche ihn als würdigen Nebenbuhler der ersten seines Instrumentes erscheinen lassen. Den Schluß des Abends nahm Wagner mit dem „Wenusberg-Bacchanale“ und der Ouvertüre zum „Fliegenden Holländer“ ein. Die ganze Freiheit seiner Dirigentenvirtuosität, den fortwährenden Schwung und die beherrschende Energie seiner Persönlichkeit ließ Kapellmeister Nikisch in diesen beiden Tonwerken nochmals als Abschiedsgruß aufsteigen.

Der 8. Symphonie-Abend der königlichen Kapelle brachte die Heimkehr des halbverlorengegangenen Kapellmeisters Weingartner. Der laue, verhaltene Empfang schien in dankbarer Erinnerung Herrn Dr. Muck, der Weingartner mehr als intelligenter Musiker denn als ausgeprägte Künstlerindividualität vertreten hatte, nicht beleidigen zu wollen. Das Programm enthielt Weber's Ouvertüre zu „Cunzianthe“, Mendelssohn's a-moll und Beethoven's 8. Symphonie, sowie dessen „Egmont“-Vorspiel. Besonders Mendelssohn's Meisterwerk, in dem es keine bizarren Ideen und rhapsodischen Formlosigkeiten, wohl aber konsequente Aeußerungen eines reichen, selbständigen Künstlervermögens giebt, schien der Phantasia und dem Gesühle des Dirigenten nahe zu stehen. Seine Bravour verlor sich da nicht in Verirrungen und brachte den ernsthaften Theil der Zuhörerschaft nicht durch die Berücksichtigung der Koulissenforderungen moderner Konzertbesucher in peinliche Verlegenheit. Herr Weingartner wird seine Berliner Thätigkeit nur auf die Leitung der Symphonie-Konzerte beschränken; schade, daß dieser schöpferische Kunstverstand, dessen dramatische Mittel einen Stich ins raffiniert Theatralische haben, sich der Bühne entziehen muß. —

Frau Hamann Martinsen zeigte an ihrem Niederabend in der Singakademie als bestechenden Vorzug ihres Mezzosoprans ein weiches, befehltes und tragfähiges Piano. Sie sang Schubert, Cornelius und Brahms mit einem Vortrage, der technisch an der mangelhaften Ausbildung der hohen Lage und geistig an der konventionellen Charakterisirung der einzelnen Wieder-lit. Es ist ein Gesang, der weder zu bedeutenden Anstellungen Veranlassung giebt, noch über eine gewöhnliche Korrektheit hinausgeht. — Der Londoner Violinist Louis Wolff spielte in der Singakademie das Brahms'sche Violinkonzert wie ein eleganter Virtuose, der es mit seiner Hände Arbeit technisch weit gebracht. Um den Inhalt dessen, was die Aufgabe seiner Reproduktion ist, kümmert er sich nicht viel; ob Drama oder Märchen, Romance oder Salongelauder, er hat für alle Großen und Kleinen den gleich süßen Ton, die gleiche Geschmeidigkeit der Bogensführung, dieselbe Gleichgiltigkeit der poetischen Intuition. —

Geschichtliches.

— In der vom 11. Juni 1781 datirten Verordnung für Zensurwesen in Wien findet sich folgende Stelle: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen nun treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum Untersten, sollen, besonders wenn der Verfasser seinen Namen dazu drucken läßt, und sich also dadurch für die Wahrheit der Sache als Bürge darstellt, nicht verboten werden, da es jedem Wahrheitsliebenden eine Freude seyn muß, wenn ihm selbe auch in diesem Wege zukommt.“ —

Aus dem Thierreiche.

— Eine Thiergattung innerhalb fünfund-zwanzig Jahren auszurotten, dieses „Kunststück“ hat man, was wenig bekannt sein dürfte, in den Jahren 1742 bis 1768 fertig gebracht. Russische Naturforscher, die in der Behringstraße Schiffbruch erlitten, entdeckten auf der Behringinsel, sowie auf einigen anderen, nahe gelegenen Inseln ein dem Walfisch verwandtes Thier, dem die Naturgeschichte den Namen Vorkenthier gab. Es war bis zu 5000 Kilogramm schwer, sieben bis acht Meter lang, überaus plump und dick und mit einer Haut bedeckt, die lebhaft an die Rinde alter Bäume erinnerte. Da die Augen lidellos waren, die Ohren fehlten, Brust- und Schwanzfloßen sich höchst unbeholfen bewegten, soll das Thier abschreckend häßlich ausgesehen haben. Der Wohlgeschmack des Fleisches wurde die Ursache zum Untergang des seltenen Geschöpfes. Bald begann eine so systematische Verfolgung, daß seit 1768 kein einziges Vorkenthier mehr gesehen worden ist. Selbst in den Museen befinden sich nur oberflächliche Beschreibungen von ihm. —

Technisches.

— Eine neue Trajansbrücke. Aus Lemesvar wird der „N. fr. Br.“ berichtet: Durch einen soeben zum Abschlusse gelangten rumänisch-serbischen Vertrag wurde der Wiederaufbau der historischen Trajansbrücke zwischen Turn-Severin und Kladova vereinbart. Rumänien übernimmt die Kosten des Brückenbaues, Serbien muß dagegen die Timokthalbahn, welche Kladova mit Nisch verbindet, gänzlich ausbauen, wodurch die neue Brücke mit den europäischen Hauptlinien in direkte Verbindung gesetzt wird. Die Brücke soll auf derselben Stelle, wo die Römerbrücke gestanden, errichtet werden; die rumänischen Ingenieure haben gefunden, daß die aus Trajan's Zeit erhaltenen Brückenpfeiler den neuen Brückenbau tragen können. —

t. Die künstliche Herstellung des Graphits ist nach einer Notiz des „Elektrotechnischen Anzeiger“ nach einem Verfahren von S. Bing in Buffalo gelungen, was für die Zukunft mit Rücksicht auf die Bleistiftfabrikation von Wichtigkeit werden könnte. Ein elektrischer Ofen wird zu dem Zwecke dauernd mit kohlenstoffhaltigem Material gefüllt, welches infolge des Widerstandes gegen den Durchgang des elektrischen Stromes genügend stark erhitzt wird, um einen Theil des Kohlenstoffs in Graphit zu verwandeln, der nach Abkühlung des Ofens von dem übrigen geliebten Stoffe getrennt werden kann. Vorläufig wird das Verfahren wohl noch recht kostspielig sein. —

Humoristisches.

— Ein Schnell-drama. Junger eifersüchtiger Ehemann (in das Zimmer seiner Frau tretend): „Da, was verbirgst Du vor mir? Ein Liebesbrief! (Entreißt ihr das Papier.) Ah, die Rechnung der Schneiderin! Hier, nimm sie zurück! Ich will nichts gesehen haben! (Schnell ab.)“

— Nicht verlegen. Herr (zu einem Jungen, der gerade die Angel auswirft): „Was, Du unterstehst Dich, am Sonntag zu fischen?“

Junge: „Ich fische ja gar nicht, Herr! Ich will ja nur den Wurm schwimmen lehren.“

— Das genügt. „Wer ist Ihr Lieblingsautor?“ — „Verzeihung, mein Herr! Ich bin selbst Schriftsteller!“ — („Jugend“)

Vermischtes vom Tage.

— Im Sauerlande liegt der Schnee meterhoch. Einzelne stehende Gehöfte sind von der Außenwelt vollständig abgeschnitten. —

y. Auf dem Bahnhofe Rothenkrug bei Flensburg explodirte beim Ausladen ein Postpaket. Drei Beamte wurden verletzt. —

— In Queidersbach bei Kaiserslautern erschoss ein Maurer aus Rache einen Ackerer und verwundete einen Landwirth schwer. —

— In Augsburg kam der zweijährige Sohn eines Bäckermeisters über eine Schachtel, die Creosotpillen enthielt, und verzehrte über ein Duzend dieser Dinger. Das Kind starb am nächsten Tage unter gräßlichen Schmerzen. —

— Die Waldungen bei Maguliska (Ungarn) stehen seit zwei Tagen in Flammen. —

— Im Siebenbürger Komitat hat am Donnerstag ein Orkan ungeheuren Schaden angerichtet. —

— Die Influenza-Epidemie macht in Italien besonders in Neapel täglich Fortschritte. —

— Der Orkan, der in den letzten Tagen über Oberitalien dahin ging, hat großen Schaden angerichtet. In Salizzole tödtete eine einflürende Ringmauer zwei Personen. In Verona wurde am Mittwoch eine kurze Erderschütterung bemerkt. —

c. o. In Amerika fabrizirt man jetzt aus dem Hogen des Raken-Hais „echt russischen Kaviar“. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 18. März.